

'... und ich ich auch zerstören will oder zerstört ...': Untersuchung zur neuzeitlichen Subjektivität In Heinrich von Kleists Erzählung 'Michael Kohlhaas'

Schmitt, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmitt, S. (1996). '... und ich ich auch zerstören will oder zerstört ...': Untersuchung zur neuzeitlichen Subjektivität In Heinrich von Kleists Erzählung 'Michael Kohlhaas'. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 20(1/2), 107-126. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-265932>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Stefan Schmitt

,... und ich ich auch zerstören will oder zerstört ...'¹

**Untersuchung zur neuzeitlichen Subjektivität
in Heinrich von Kleists Erzählung ‚Michael Kohlhaas‘**

»Wann wird der Mann mit der Schrift mir mein Recht wiedergeben?
Wann werde ich wünschen können statt siegen zu wollen?
Wann wird meine Erstarrung sich zu Erschütterung lösen und ich
werde mit den andern endlich vor meinem Goldgrund stehen?«
Peter Handke

Lina: Hier habe ich eine Stelle gefunden, die halt ich für wichtig:

»Was deine Huld, o Herr, so rasch erweckt,
Ich weiß es nicht und untersuch es nicht.
Das aber, sieh, das fühl ich in der Brust,
Unedel meiner spotten wirst du nicht:
Der Brief enthalte, was es immer sei,
Ich *glaube* Rettung – und ich danke dir!«

Natalie sagt das zu ihrem Oheim, dem Kurfürst, nachdem sie ihn flehentlich um das Leben des Geliebten, des Prinzen von Homburg, bat; sie erzählt ihm auch, wie verzweifelt der Geliebte angesichts des drohenden Todes ist, und der Kurfürst entgegnet: ist okay, er ist frei. Darauf, und zwar nach einer Pause, sagt sie diesen Satz ... »Was deine Huld, o Herr, so rasch erweckt, ich weiß es nicht und untersuch es nicht ...

Tim: ... es ist eine Haltung, von der Adorno sagen würde, daß sie sich geziemt.

L.: Ich finde sie schön.

T.: Anscheinend gibt es Momente – und zwar meistens gerade die existentiellen; diejenigen, bei denen es drauf ankommt – an denen ein weiteres fragen ganz verfehlt und sinnlos ist.

- L.: ... wegen der Labilität.
- T.: Der Labilität?
- L.: Na, es geht ja gar nicht um die allgemeine Klärung, sondern um etwas anderes; darum, daß sich ... da etwas rettet, etwas gewendet wird.
- T.: Da ist etwas entstanden, das ist noch ganz fragil. Das kannst du auch zerbrechen; das *kann noch gar nicht standhalten*.
- L.: ... solche Ahnung, solche Gewißheit schwingt da mit ... um den Abstand ...
- T.: Und Genauigkeit. – Aber was ist dann Wissenschaft? Also ich hab hier ein Buch, 1. Klasse Biologie, Seite 1: »Die Gartentulpe. Damit wir die Gartentulpe beschreiben können, zerlegen wir sie zuerst in ihre einzelnen Teile.«
- L.: »wir« – Sozialisation von Unfähigkeit im Mantel der besorgten Kollektivität. Echt lächerlich.
- T.: In diesem »wir« steckt ne ganze Menge. Das müßte man alles abtragen.
- L.: Jene Haltung könnte auch der Wissenschaft zukommen, aber in deinem Biologiebuch fehlt sie ganz.
- T.: Die Wissenschaft, die ohne Distanz auskommt.
- L.: Es gibt einfach Dinge, bei denen es ganz gleichgültig ist, bis auf ihren letzten Grund zu kommen ...
- T.: ... Gartentulpen zum Beispiel ...
- L.: Weil das Problem nämlich woanders liegt. Und das hat unmittelbar mit der Frage zu tun, was Wissenschaft überhaupt soll.
- T.: Wem sie nützt? Ist ja wohl ne alte Frage.
- L.: Nein, ich mein es ein bißchen anders. ... Was man mit ihr will?
- T.: Du redest von manipulieren und ... nachvollziehen, zur Seite stehen?
- L.: Ja. Das sind zwei Dinge, und das Phantasma ist, daß sie miteinander vermittelt seien; daß man sich in der Mitte von beidem aufhalten könnte. Die Lebenslüge der Akademiker.
- T.: Um sich um die Dinge herum bewegen zu können, braucht es Mut. Und eine neue Form. Man muß wissen, was man will – nicht nur in Bezug zur Welt, was ja immer das leichtere ist – sondern auch mit sich selbst.
- L.: Na, ja.

Über neuzeitliche Subjektivität ist schon viel geschrieben worden. Zur Erinnerung: es geht um jene Sphäre, um jene Formen des denkens, föhlens und handelns, die sich als ihre Basis auf das aufkommen der Existenz vieler bürgerlicher Individuen gründen. Darauf, daß da allmählich eine neue Klasse entstand, die sich zu den bestehenden Verhältnissen konträr verhielt. Jene Verhältnisse sind in ihrer ideologischen Ebene charakterisierbar als feste Ordnung, in der alles seinen klar gefügten Platz hatte, und die von Gott geschaffen war. Sie galt als unveränderlich. Ihr voranschreiten erschien als ein permanentes in-sich-zurücklaufen, etwas »Neues« schien in ihr nicht unbedingt vonnöten.

Ganz anders dagegen das bürgerliche Individuum. Sein Dasein begründet sich gerade nicht in der immer wiederkehrenden Wiederholung des Alten, sondern es sucht sich selbst ständig neue Betätigungsfelder, neue Möglichkeiten, sein Vorhaben, nämlich die Akkumulation und Vermehrung von Kapital, zu verwirklichen. Der bürgerliche Mensch hat eine grundlegend andere Weltsicht als der mittelalterliche. Das hat verschiedene Aspekte. Man kann sie entlang der Kategorie der Herrschaft beleuchten – die ja mit der sogenannten voll entwickelten bürgerlichen Gesellschaft und ihrer *postmodernen Abrundung* erst total auf ihren Begriff kommt.

Ein Sachverhalt ist derjenige, daß die Welt zum Material wird. Die Wirklichkeit und die Dinge, die den neuzeitlichen Menschen umgeben, erscheinen diesem lediglich als Stoff, den es zu verändern und zu formen gilt. Sie erscheinen nicht in ihrem Eigensein, in ihrem anders sein, sondern unter der Perspektive der Nützlichkeit und Dienlichkeit den Zwecken gegenüber, die der neuzeitliche Mensch setzt. Was sich nicht einordnen läßt, die Widerständigkeit bezüglich jenen Zwecken, ist das, was es zu negieren und zu zerstören gilt.

Der bürgerliche Mensch setzt Zwecke; er reiht sich nicht ein in eine von alters her bestehende Ordnung, sondern er setzt seine eigenen Ziele, die er dann verfolgt. Es ist nicht Gottes Logik, sondern seine eigene Logik, nach der seine Tätigkeit sich bestimmt: aus Gott wird Ich. Doch dieses Ich braucht Wissen, wenn es die Dinge um sich verändern und aushebeln will. Vertrauen auf Gott allein reicht dazu nicht aus, weshalb ja die Entwicklung »der Wissenschaften« und die

Herausbildung der bürgerlichen Klasse Hand in Hand gehen. Dieses Wissen und darin zuoberst »die Vernunft« liefert gewissermaßen das Medium, durch welches jene Veränderung und Formung der Welt vonstatten geht. Dabei wird die Vernunft als das im Menschen obwaltende Vermögen und jene Vernunft, welche sich in den Naturzusammenhängen kundtut, im Rückgriff auf die antike Philosophie als ein und dieselbe, *göttliche* Vernunft gedacht – das ist die Bedingung dafür, daß sie Gott ablösen kann.

Während also einerseits das bürgerliche Subjekt sich in seiner Zwecksetzung zur autonomen Position hochschwingt und sich selbst zum Maß der Dinge nimmt, liegt darin gleichzeitig, indem die Vernunft als höchste Richtschnur anerkannt wird, eine Unterordnung unter einen absoluten Sachverhalt, eben die Macht der göttlichen Vernunft, begründet.

Dieser gravierende und tiefgehende Widerspruch ist der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, vor allem auch der lebensgeschichtlichen Entwicklung der Einzelnen, unterlegt. Selbstermächtigung und Selbstdegradierung, also die Entwicklung des bürgerlichen Subjekts und seine Deformation und Verkümmern, das sind nicht zwei parallel laufende Vorgänge, sondern das ist ein und derselbe, historisch bestimmbare Prozeß.

Der Zwiespalt, um den es hierbei geht, trägt eine äußerst zerreißende Energie in sich. Nicht nur die Welt und die menschliche Gesellschaft werden formiert und zurechtgestutzt, sondern auch der formende Mensch selber: was an und in ihm selbst den eigenen Zielen und Zwecken entgegensteht, wird weggetilgt oder domestiziert. Das Selbst, das in dieser Betätigung ja gerade erhalten oder erweitert werden soll, wird darin zugleich verstümmelt.

Diese prekäre Dialektik haben Adorno und Horkheimer in einer allgemeinen Weise nachgezeichnet. Sie hat jedoch auch eine konkretere Ebene, sozusagen in der Lebenspraxis der einzelnen Menschen. Es ist dies hier ein Versuch, die Ebene neuzeitlicher Vernunft und Subjektivität, ihre zerstörerische und selbstzerstörerische Dynamik, im Werk Heinrich von Kleists sichtbar zu machen.

Auch Michael Kohlhaas ist ein bürgerliches Subjekt. Er handelt mit Pferden. Einst ritt er los mit einer Gruppe junger Pferde, um sie im Ausland zu verkaufen ...

» ... und überschlug eben, wie er den Gewinn, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wollte – teils nach Art guter Wirte auf neuen Gewinn, teils aber auch auf den Genuß der Gegenwart – , als er an die Elbe kam und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte« (Kleist, 1976, S. 5)².

Hier kommt es zu einem Geplänkel, in dessen Verlauf Kohlhaas zwei Rappen, die er eigentlich verkaufen will, als Pfand zurückläßt. Nachdem er den Rest der Pferde zu seiner Zufriedenheit verkauft und auf der Geheimschreiberei zu Dresden auch erfahren hat, daß ihm die Rappen zu Unrecht abgenommen wurden, kommt er, nicht weiter grämlich, zur Tronkenburg zurück und will die beiden Gäule wieder abholen. Doch hier trifft er auf zwei abgemagerte und heruntergekommene Mähren: die Rappen waren auf den Feldern des Junkers gebraucht und daselbst zugrunde gerichtet worden. Auf Kohlhaas' Entsetzen und seine Weigerung, die Pferde in solchem Zustand mitzunehmen, erwidert man ihm, daß er keine Flausen machen solle, ansonsten man die Hunde nach ihm hetzen würde.

»Dem Roßhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Kot zu werfen und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtsgefühl, das einer Goldwaage glich, wankte noch; er war vor der Schranke seiner eigenen Brust noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden trat und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurechtlegte, fragte er mit gesenkter Stimme ... » (S. 12).

Als neuzeitliches Subjekt gibt Kohlhaas seinen Gefühlen nicht einfach nach. Sie werden gehemmt, es kommt zu einem Aufschub, und dieser Aufschub zieht einen späteren umso brutaleren Ausbruch nach sich. Der Rahmen, in dem dies geschehen kann, ist die Rechtmäßigkeit bzw. das bestehende Recht. An ihr werden die Gefühle gemes-

sen; was dabei durchkommt, ist äußerst wenig. Wenn Kohlhaas bzw. der Knecht Herse vielleicht doch »eine Art von Schuld« an dem Vorfall hat, so ist das Verhalten des Anderen irgendwie gerechtfertigt. Nur wenn er selbst völlig rein ist, ist es möglich und nötig, den Anderen mit aller Gewalt zu bekämpfen. Das Gold, das mit der Waage gemessen wird, ist die materielle Substanz des Tauschs, und wie der Tausch ist auch Kohlhaasens Humanität geschaffen; sie trägt die gleiche Kälte in sich. Ihre Genauigkeit weist, in dem verlorengegangenen Bezug zum konkreten Leben, schon voraus auf das spätere Wüten. Die gleiche Akribie durchzieht auch Kohlhaas' Unterredung mit Herse, die im Grunde viel eher einem Verhör gleicht. Der Roßhändler schluckt dabei seine eigenen Empfindungen, und auch sein Mitleid mit Herse, völlig weg. Was dabei verlorengeht, ist das Unmittelbare:

»Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war er schon, als er, bei dem Gedanken an den Knecht und an die Klage, die man auf der Burg gegen ihn führte, schrittweis zu reiten anfang, sein Pferd, ehe er noch tausend Schritt gemacht hatte, wieder wandte und zur vorgängigen Vernehmung des Knechts, wie es ihm klug und gerecht schien, nach Kohlhaasenbrück einbog« (S. 14).

Kohlhaas hat etwas vor, doch ein innerer Gedanke kommt ihm dazwischen, hemmt ihn und veranlaßt ihn schließlich umzukehren. Der Vorgang hat zwangsneurotischen Charakter, und das ist hier auf eine ziemlich genaue Weise nachgezeichnet. Kohlhaas formt Gefühle. Sollte das ganze, wie es den Anschein hat, bloß abgekartet sein, so ist er

...

» ... mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen ... , sich Genugtuung für die erlittene Kränkung und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen« (S. 14).

Er ist »der Welt in der Pflicht verfallen« – das nimmt schon etwas vorweg davon, daß er sich als Statthalter Michaels, des Erzengels bezeichnet; doch in der Pflicht, *sich* Genugtuung zu verschaffen. Das Individuelle hebt sich über sich selbst hinaus, wird zu etwas Allgemeinem, zu einem Teil abstrakter Vernunft oder Unvernunft, und damit verliert sich die Möglichkeit, die wahnsinnige und blinde, auf's eigene Ich bezogene Sühnung des Unrechts als solche, nämlich als individuelle, zu kritisieren.

Die ursprünglichen Gefühle und die Kränkung werden zu etwas ganz Dünnem. Stattdessen erheben sich darauf wie die Hochhäuser einer Großstadt, beispielsweise Frankfurt am Main, die stählernen und mit Spiegelglas gewappneten, die geformten Gefühle. Es geht jetzt gegen den Junker als »den allgemeinen Feind aller Christen« (S. 41 ff.); darum, »mit Feuer und Schwert die Arglist, in welcher die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen« (S. 48 ff.). Die Empfindungen, um die es zunächst ging – beispielsweise die Verletztheit und damit auch die Möglichkeit, mit ihr in irgend einer Weise umzugehen – und sei es nur, daß sie erlitten wird – jene unverstellten und leise sprechenden Empfindungen wurden zum schweigen gebracht; sie sind entmachtet³.

3

Das Unmittelbare ist am schönsten entfaltet beim Knecht Herse.

»... sowie er ihn nur verstanden hatte: 'Herr, heute noch!' aufjauchzte und, indem er die Mütze in die Höhe warf, versicherte, einen Riemen mit zehn Knoten, um ihm das Striegeln zu lehren, lasse er sich flechten ...« (S. 35).

Das ist der Impuls gegen Macht. Der Vorstellungskreis des Roßhändlers dagegen ist ein anderer. Macht, obschon nicht konsolidierte, so doch aber reale, wird von ihm nicht gebrochen, sondern behauptet. Daß er Herr ist und sich Recht verschafft in der bestehenden Welt, das ist der Rahmen, den seine Imagination nicht zu überspringen vermag.

Was er dabei nicht kennt, ist: die Empfindung einer Niederlage unmanipuliert an sich heranzulassen. Das Gefühl, in der realen Welt wirklich ausgepreßt, tatsächlich betrogen werden zu können, und das Gefühl: daß das normal ist: das kennt Herse, wie auch Lisbeth, die Gattin des Kohlhaas; man könnte das die Erfahrungsebene der Unterdrückten oder, kategorial, die »proletarische Erfahrungsebene« nennen³. Sie ist Kohlhaas völlig fremd. Zwar kennt er Niederlagen; doch er kann sie nicht empfinden. Er kann sie nicht als etwas anderes wahrnehmen als lediglich die Schritte auf dem Weg zum nächsten Sieg. Die proletarische Erfahrungsebene hat einen viel dichteren Be-

zug zur Wirklichkeit als die Kohlhaasens; Kohlhaasens Erfahrung führt von ihm selbst weg.

Die schmerzreiche Fähigkeit, eine Niederlage auch als solche empfinden zu können, scheint auch heute eine Voraussetzung dafür zu sein, eine politische und subjektive Kraft zu entwickeln, die tatsächlich vermittelt ist mit der vorfindbaren Realität. Dies wiederum hängt mit dem Stellenwert zusammen, den das Unmittelbare und das Lebendige im Subjekt, den die Subjektivität der Menschen im gesellschaftlichen Kampf hat: ist sie der Ausgangs- und Bezugspunkt gesellschaftlicher Befreiung – indem sie im Subjekt verweist auf dasjenige, worum es im politischen Kampf letztlich geht und wofür man einen emphatischen Begriff von Leben ins Spiel bringen könnte – oder ist sie die Störbedingung auf dem Weg zu einer chimärischen Idee, zu einer Utopie der Positivität, die im Lichte ihrer Siegesgewißheit zwar Stärke vermittelt, jedoch an ihrer eigenen Härte zerbricht. Eine politische Position, die das Unmittelbare im Subjekt weg-schneidet, beraubt sich ihrer materiellen und lebendigsten Substanz, und deshalb weist ihre Perspektive virtuell in Richtung Niederlage. Die grausame Kette gesellschaftlicher Niederlagen aber endlich einmal zu durchbrechen, das erfordert die Fähigkeit, berührt zu werden von deren trauriger Dimension. In solcher Auseinandersetzung, als der Entwindung aus der Logik von Herrschaft, kommt die Perspektive der Befreiung erst radikal auf ihren Begriff. Dieses berührt werden entbehrt nicht des Mutes, umso mehr in einer Atmosphäre allgemeiner gesellschaftlicher Niederlage. Es geht dabei um »die Anerkennung der Tatsachen, nicht die Apologie der Tatsachen«.

Es sind jene leisen Empfindungen, die Herse veranlassen, die Ehefrau des Kohlhaas zu bitten, lieber »die Tiere aufzugeben, wenn (sie) keinen Menschen dafür aufopfern wolle«.

Eine Seite später heißt es:

»Da habt Ihr recht, Herr! (...) Denn einen Schwefelfaden, den ich durch Gottes Fügung bei mir trug, um das Raubnest, aus dem ich verjagt worden war, in Brand zu stecken, warf ich, als ich ein Kind darin jammern hörte, in das Elbwasser und dachte: Mag es Gottes Blitz einäschern, ich will's nicht!« (S. 16).

In seinem Abbruch und der Art und Weise, wie Herse die Niederlage einsteckt, scheint Glück auf und Menschlichkeit, was beides Kohl-

haas verliert. Herse bleibt bei sich, und trotz seiner Position – er ist ja im gesellschaftlichen Zusammenhang der Unterdrückte – scheint Subjektivität hier auf; Subjektivität, die nicht auf Spaltung beruht: Autonomie, und zwar vermittelte. Der Roßhändler dagegen bewegt sich auf einer Linie als der »Fluchtbahn des Subjekts« (Adorno/Horkheimer, 1988, S. 53 ff.), auf der er sich umso fremder wird, je heftiger er die Ziele seiner Selbsterhaltung verfolgt. Das Glück wird ihm immer mehr zu einer Art mathematischem Abstraktum, zur vermeintlichen Resultante seiner beschwerlichen Handlungen: per aspera ad astra. Bis es schließlich in seinem Inhalt gar nicht mehr vorstellbar ist, der Dulcinea ähnlich des Don Quixote.

4

Im Laufe seiner Bemühungen verflüchtigt sich der Zweck derselben. Zu Anfang geht es dem Roßhändler um die Verwirklichung seiner Idee der *Gerechtigkeit*, um das aus-der-Welt-schaffen der Ungerechtigkeit, die ihm angetan wurde. Doch in den Taten, die er auf diesem Weg vollbringt, ist *Gerechtigkeit* immer weniger als etwas Spürbares enthalten. Daß er Wittenberg und Leipzig in Brand steckt, weil sich der flüchtende Junker eventuell darin aufhält, hat mit *Gerechtigkeit* wenig, mit ihrem Gegenteil jedoch viel zu tun; denn was können die Bewohner für die Anwesenheit eines Einzelnen unter ihnen? Doch solche Fragen sind dem Roßhändler gleichsam zu banal und zu konkret; er geht auf's Ganze aus, auf's Große.

In dem Maße, wie die Inhalte der Vernunft diffundieren, löst sich auch Kohlhaas selbst auf. Im Fortgang seiner absoluten Autonomie schlägt diese um in ihr absolutes Gegenteil: er wird zu einem bloßen Moment, zum ausführenden Organ seiner Zwecke. Dieser Fortgang hat einen Zwangscharakter. Er kann nicht mehr aufhören. Wie die Spinne, die sich im eigenen Netz verfängt, so verfängt sich Kohlhaas in dem kalten Gestänge seiner eindimensionalen Zweckrationalität. Die Gewalt, die er in diesem fortschreitenden Subjektverlust gegen sich und andere anwendet, wird immer größer.

In solch einem Verblendungszusammenhang kommt es auf den Abbruch an, als der Rettung. Auf den Abbruch der erkalteten und immer nur in sich selbst zurücklaufenden Mechanismen des Selbst, deren »Unwiderstehlichkeit« dasselbe ist wie ihre »ungebrochene Po-

sitivität« (a.a.O., S. 204 ff.). Solcher Abbruch aber ist schwierig; er reißt etwas ins Subjekt.

»Die Besinnung nämlich, die (...) die Macht der Unmittelbarkeit bricht, ist nie so zwingend wie der Schein, den sie aufhebt. Als negative, reflektierte, nicht geradeaus gerichtete Bewegung entbehrt sie der Brutalität, die dem Positiven innewohnt« (a.a.O.).

Das Subjekt scheint am meisten bei sich selbst zu bleiben, indem es fortfährt, die Zwangsmechanismen seines eigenen Selbst, womöglich noch besser, zu verfolgen. Das ist die gravierende psychische Dynamik des Zwangszusammenhangs.

Und doch ist der Abbruch der mechanisierten Bahnen des Selbst die Bedingung der Rettung des Subjektiven. Daß das Abstand nehmen von den Zielen der eigenen Selbstverwirklichung die Möglichkeit des Glücks eröffnen könnte – und so auch die Bedingung darstellt, die eigene Subjektivität wirklich zu erhalten – dieser Gedanke trifft neuzeitliche, und man kann auch sagen: männliche Identität an einem ihrer tiefsten Punkte. Er hat etwas Ungeheuerliches an sich, und er bereitet Schmerz. Und es ist genau dieser Schmerz, zu dem sich Kohlhaas nicht traut, den er flüchtet.

Denn es gibt verschiedene Arten von Courage, und sein Mut, Unglaubliches zu leisten, Abenteuer zu bestehen und anderen Unglaubliches anzutun – daran gebricht es ihm nicht. Was ihm aber ganz abgeht, ist jener andere Mut: die eigene innere Realität zu betrachten und sich auf etwas anderes einzulassen als die immergleiche Wiederholung des Eigenen. So scheint hinter dem Mut des neuzeitlichen Helden die Angst auf, und es könnte sein, daß die Heftigkeit und Entschlossenheit dieses Mutes das gespiegelte Abbild und das Maß der Angst ist. Daß der Roßhändler von der absoluten Vernunft gelehrt wird, oder von der Angst, das fällt hier in eins zusammen: Angst gehört mit zum Kern dieser Vernunft. Sie rührt auch daher, daß jenes innehalten, indem es die Identität trifft, womöglich eine Leerstelle entblößt. Die ist umso gravierender, je ausgebauter das Zwangssystem ist, das deshalb zunehmend nur noch im kommunikativen Zusammenhang zu durchbrechen ist.

Einmal jedoch wagt es Kohlhaas, seinen Schatten zu überspringen. In Dresden, als sich die Kreise immer enger um ihn ziehen und

er schon quasi unter Arrest in seiner Wohnung steht, versucht er, sich zu retten. Er antwortet auf den Brief, den ihm der ehemalige Knecht Johann Nagelschmidt mit dem Anerbieten zukommen ließ, ihm, falls er wieder der Anführer seines alten Heerhaufens werden wolle, zur Flucht zu verhelfen, und erklärt sich damit einverstanden. Doch hier hat Kohlhaas Pech; beide Briefe gehen durch die Hände der Herrschenden. Der Bote des Nagelschmidt hatte den Brief auf eine unglückliche Art und Weise verloren. Nachdem er verhaftet worden war, wurde sein Stillschweigen mit dem Versprechen, frei zu sein, erkaufte und der Brief an Kohlhaas weitergeschickt als ob nichts gewesen wäre. Dessen Absicht bei dem Ganzen war nicht, von neuem den Kriegszug aufzunehmen, sondern ...

» ... mit seinen fünf Kindern nach Hamburg zu gehen und sich von dort nach der Levante oder nach Ostindien oder so weit der Himmel über andere Menschen, als die er kannte, blau war, einzuschiffen; denn die Dickfütterung der Rappen hatte seine von Gram sehr gebeugte Seele auch, unabhängig von dem Widerwillen, mit dem Nagelschmidt deshalb gemeinschaftliche Sache zu machen, aufgegeben« (S. 93).

Es geht in solcher Wendung nicht mehr um das durchsetzen einer bestimmten und fixierten Idee, sondern darum, aus dem fixierten Zusammenhang auszubrechen; die Rettung ist das Negative. Zu den geronnenen Bildern ihres lediglich in die Zukunft gerichteten Entwurfs gewinnt sie Abstand. »Erst indem Subjektivität in der Erkenntnis der Nichtigkeit der Bilder ihrer selbst mächtig wird, gewinnt sie Anteil an der Hoffnung, welche die Bilder vergeblich bloß versprechen« (Adorno/ Horkheimer, 1988, S. 83). Das bedeutet, daß in der Rettung die Möglichkeit aufscheint, daß Glück nicht nur ein flackerndes Leuchtfeuer am Horizont ist, sondern auch eine Mächtigkeit der Gegenwart sein kann. Sie schlägt die Sinne um zur Gegenwart. In ihr blitzt das Ungeheuerliche auf, daß »die nächsten praktischen Zwecke als das erlangte Fernste sich enthüllen ...« (a.a.O., S. 49).

5

Jene aufleuchtenden Bilder, auf die hin sich die Anstrengung des Subjekts bezieht, geben, tief eingelassen in die Geistesgeschichte der

bürgerlichen Neuzeit, der oder dem Einzelnen Halt. So auch Kohlhaas. Obschon er, und zwar unabhängig davon, daß er sich an der Spitze seines Heerhaufens bewegt, völlig allein und isoliert dahinreitet – isoliert von seinen eigenen Gefühlen wie auch isoliert von den Anderen – so reitet er doch nicht allein: indem er sich als Statthalter Michaels, des Erzengels, ausgibt, wird er nicht nur von Michael, dem Erzengel, begleitet, sondern gleich auch von der ganzen Engelsschar, und daß er für »die Gerechtigkeit« kämpft, das verbindet ihn gewissermaßen mit der gesamten Rechtsgeschichte der Menschheit, die ihn trägt und die ihn beschirmt. Dem gegenüber sind die abzählbaren und empirischen Menschen, denen er begegnet, nichts, und so ist auch das Leid, das man ihnen zufügt: nichts. Ohne solche Verklärungen wäre er plötzlich auf sich selbst zurückgeworfen. Er wäre der Michael Kohlhaas, den man gedemütigt hat. Dies aber täte die Chance auf zu erkennen, daß andere unter Umständen vom gleichen Unterdrückungszusammenhang betroffen sind; es böte die Chance, sie *überhaupt als andere*, und so auch als gleiche, zu erkennen; sie als Subjekte wahrzunehmen und nicht als ins eigene Kräfteschema eingeordnete Figuren.

Solcher Ansatzpunkt zur Kollektivität aber bleibt Kohlhaas verschlossen. Die, mit denen er dahinreitet, sind »das Gesindel, das der Friede mit Polen außer Brot gesetzt hatte«; sie schließen sich ihm an, von »der Aussicht auf Beute« gereizt (S. 41 ff.). Es ist dem Roßhändler zur Natur geworden, daß er in einer anderen Sphäre lebt als seine Knechte.

Nicht nur bei Kohlhaas fällt die Unmöglichkeit zur Kollektivität ins Auge, sondern auch bei Heinrich von Kleist. Auch seine Lebensentwürfe, beispielsweise die Reisen nach Paris oder in die Schweiz, sind von einem ähnlichen individuellen streben nach »Wahrheit« und Vollkommenheit gezeichnet, das die Anderen kaum findet und das auf eine erschütterliche Weise das eigene scheitern schon in sich trägt.

Man könnte das auf seine Entstehungsgründe hin beleuchten und Herkünfte freilegen in der Verschränkung von adeligem Elternhaus und bürgerlichen Bildungsangeboten, welche seine Sozialisation bestimmten. Auch das Privatcollegium von Samuel H. Catel in Berlin käme hier zur Sprache. Daß »Glück«, daß das »wahre Leben« entweder individuell zu erreichen ist, oder gar nicht existiert, ist ihm jedenfalls eine Selbstverständlichkeit. Die sich entziehende Kollektivität.

die Kollektivität erst am äußersten Rande, das ließe sich auch thematisieren im Zusammenhang mit dem Namen Henriette Vogel. Doch dies würde die Grenze zur Blasphemie überschreiten: es hätte den Tod Kleists zur Voraussetzung, und deshalb wollen wir das hier unterlassen.

Als Lisbeth den Roßhändler fragt, warum er das gemeinsame Haus verkaufen will, antwortet dieser:

»Weil ich in einem Lande (...), in welchem man mich in meinen Rechten nicht schützen will, nicht bleiben mag. Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch!« (S. 29).

Die Entschlossenheit und die Weigerung, klein beizugeben, die hierin liegt, hat etwas Anrührendes an sich. Und doch ist die Perspektive, aus der heraus Kohlhaas redet, diejenige, die die Rechtssituation oder, wenn man so will, das Glück vor allem in einem bestimmten *Zustand* sieht, den es irgendwo gibt oder nicht gibt, den es also zu *finden* gilt. »Glück« oder Zufriedenheit werden so zur Frage nach dem richtigen Land; vielleicht liegt es in Paris, vielleicht in der Schweiz. Es ist dort aber genausowenig zu finden wie in Frankfurt an der Oder. In solch einer Perspektive ist die Position des Individuums – also die Position, daß Glück lediglich auf individuellem Weg zu erlangen sei – schon einbeschrieben. Was in ihr völlig ungedacht bleibt, ist die Fähigkeit zur Kollektivität und damit die Möglichkeit, gemeinsam mit anderen und gezielt *einzugreifen* in die bestehende gesellschaftliche Wirklichkeit – was ja auch beinhalten würde, es aushalten zu können, daß der jeweilige Eingriff immer nur konkret, also punktuell oder halb sein kann, und daß er in seinem Aufhebungscharakter bedauerlicherweise meistens viel von dem, was es eigentlich abzuschaffen gälte, bestehen läßt.

Was stattdessen bleibt, ist, zum Hund zu werden – so wie Penthesilea gemeinsam mit ihren Hunden den Achill zerfleischt.

Die kollektive Aktion dagegen erscheint sinister und lächerlich. Nachdem Kohlhaas' Haufen die Stadt zum dritten Mal in Brand gesteckt hatte, hatte sich das Volk in Wittenberg ...

» ... zu Tausenden vor dem mit Balken und Pfählen verrammelten Hause des Junkers gelagert und forderte mit rasendem Geschrei seine Abführung aus der Stadt« (S. 44).

Ähnlich steht es mit dem Johann Nagelschmidt, der zusammen mit seinem Gefolge nach der kurfürstlichen Amnestie den alten Heerzug wieder aufnahm. Jener ...

» ... hatte für gut befunden, einen Teil dieses zu allen Schandtaten aufgelegten Gesindels von neuem zusammenzuraffen und das Gewerbe, auf dessen Spur ihn Kohlhaas geführt hatte, auf seine eigene Hand fortzusetzen « (S. 80).

Obgleich der neu zusammengeführte Haufen ja nichts anderes macht als vor seiner Auflösung, steht er doch in ganz anderem Lichte da. Es fehlt ihm die bürgerliche Führung, das pochen aufs hehre Ziel. Der ehemalige Knecht des Kohlhaas ist vielmehr ein »nichtswürdiger Kerl«, der danach trachtet, »das Landvolk (...) zur Teilnahme an seinen Spitzbübereien zu verleiten ...« (a.a.O.).

In solchen Worten spiegelt sich nicht nur das Verhältnis Kleists, sondern auch dasjenige Kohlhaas' zu den im doppelten Sinne eigentlichen Trägern der Geschichte. Und so ist auch die immer wieder angestellte Deutung des Kohlhaas als eines unermüdlichen Kämpfers gegen den Feudalismus eine Fehldeutung. Nicht gegen die feudalen Verhältnisse kämpft er – sie erscheinen ihm vielmehr als die natürliche und unabänderliche Grundlage menschlichen Zusammenlebens – sondern gegen den Junker von Tronka als eine Stelle, an der diese Grundlage noch einmal auf unnötige Weise strapaziert und übertrieben wird. Nicht daß die einen Pferde besitzen und die anderen sie für ein kümmerliches Dasein pflegen, schnürt ihm das Herz zu, sondern daß er zwei seiner Pferde zu Unrecht abgeben soll. Der Roßhändler weiß um den Unterschied, weshalb er, um seinen Heerzug überhaupt durchführen und die Zahl seiner Anhänger vergrößern zu können, nicht etwa gegen die »Ungerechtigkeit betreffs Pferdewegnahmen« zu Felde zieht – was ja die Existenz solch eines Eigentums erst einmal voraussetzen würde – sondern für »eine bessere Ordnung der Dinge« (S. 48 ff.). Es artikuliert sich in der Verallgemeinerung das partielle Interesse.

Leider ist solches Verhältnis zwischen der Mehrheit der Menschen und denen, die aus mancherlei Gründen zu den jeweiligen Sachwaltern gesellschaftlicher Aufbrüche geworden sind, in der Geschichte der Kämpfe um soziale Befreiung durchaus häufig anzutreffen. Das Versäumnis, dieses Verhältnis rational zu durchdringen – als

die Weigerung, dem Wort zu glauben – ist ein Teil des mit diesen Aufbrüchen so oft verbundenen Scheiterns.

5

Die angemessene Reaktion auch auf individuelles Scheitern wäre Trauer. Doch zu ihr ist Kohlhaas nicht mehr fähig. Als er in Brandenburg von seinem Rechtsgehilfen aus Dresden die Nachricht erhält, daß der Prozeß gegen den Junker aufgrund der Intervention von dessen Verwandten am Hofe gänzlich eingestellt wurde, rinnt ihm eine Träne über die Wange. Es sind diese einzelnen und isolierten Tränen, die immer wieder auftauchen, die aber keine Chance haben gegen den Fortgang der in sich selbst beharrenden Identität des Roßhändlers; sie bleiben isoliert, sie sind ihrer Bedeutung beraubt wie jene Tränen von Kohlhaas' Nachbar, des Amtmanns, am Richtplatz:

»Kohlhaas (...) übergab die Kinder, nachdem er sie noch einmal vom Boden erhoben und an seine Brust gedrückt hatte, dem Amtmann von Kohlhaasenbrück und trat, während dieser sie unter stillen Tränen vom Platz hinwegführte, an den Block« (S. 130).

Was sich durchsetzt gegen die Tränen ist die sich gleich bleibende und zur geronnenen Form gewordene Identität, die sich zusammenzieht und immer mehr verengt. Worauf sie als ihr Ziel fixiert ist, erblickt dabei: das ist der Witz der Dialektik. Als ihm auf der Tronkenburg erzählt wird, warum der Knecht vom Hof verjagt worden sei, heißt es:

»Kohlhaas hätte den Wert der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäuligen Burgvogts hätte vergleichen können« (S. 13).

Beim Erhalt der zurückweisenden Resolution der Staatskanzlei liest man:

»Kohlhaas, dem es nicht um die Pferde zu tun war – er hätte gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein paar Hunde gegolten hätte –, Kohlhaas schäumte vor Wut, als er diesen Brief empfing« (S. 25).

Obwohl ihm die ganze Zeit über die Pferde das Allerwichtigste sind – sein ganzes Handeln kreist darum – geht es ihm gleichzeitig überhaupt nicht um die Pferde. Das ist ein Teil von dem, was Kleist »unglücklich« nennt. Aus der Traurigkeit, aus der über die Wange rinnenden Träne wird die schäumende Wut, und das ist nicht mehr die unmittelbare, sondern die aufgeladene und zum Ritual gewordene, die erkaltete Wut. Übrigens wird dieser Umschlag der Gefühle vom Stadthauptmann in die Gänge gebracht. Er ist es, der jene Träne wahrnimmt und sie zum Anlaß nimmt, den Kohlhaas wieder aufzupäppeln und ihm Genugtuung zu versprechen, für die er sich bei der brandenburgischen Staatskanzlei einsetzen werde – was sich freilich beim Erhalt der besagten Resolution als Fehlschlag erweist. Es ist das Prinzip der Normalität, das Faktische und seine Macht, das in die Lücke des Ichs fährt und dafür Sorge trägt, daß, wo es einmal individuell übergangen wird, es dennoch aufrecht erhalten bleibt.

Während der Begegnung zwischen Kohlhaas und Luther fragt letzterer:

»'Nachdem dein Schwert sich an dem Junker Rache, die grimmigste, genommen, die sich erdenken läßt, was treibt dich, auf ein Erkenntnis gegen ihn zu bestehen, dessen Schärfe, wenn es zuletzt fällt, ihn mit einem Gewicht von so geringer Erheblichkeit nur trifft?' – Kohlhaas erwiderte, indem ihm eine Träne über die Wange rollte: 'Hochwürdiger Herr! es hat mich meine Frau gekostet; Kohlhaas will der Welt zeigen, daß sie in keinem ungerechten Handel umgekommen ist. Fügt Euch in diesen Stücken meinem Willen und laßt den Gerichtshof sprechen; in allem anderen, was sonst noch streitig sein mag, füge ich mich Euch'« (S. 55).

Der Impuls zur Trauer um seine Frau, die ja an der Unbedingtheit seiner Ideen zugrundeging, führt nicht etwa dazu, daß er einhält und Abstand nimmt von der selbstgefälligen Eigenlogik, die ihn treibt, sondern der Impuls schweißt seine Identität nur noch enger zusammen. Die Gefühle, statt daß sie *Unterscheidungsvermögen* sind – indem aus ihnen permanent Anknüpfungspunkte zur Selbstreflexion hervorgehen – sind zu zusätzlichen *Motivatoren des Bestehenden*⁴ – dem Klischee entgegenstehend von der herrschenden Trennung von Denken und Gefühlen (vgl. Weiss, 1981, II, S. 859 ff.).

» ... warf er sich noch einmal vor ihrem nun verödeten Bette nieder und übernahm sodann das Geschäft der Rache« (S. 34).

... heißt es nach dem Tod der Frau. Es ist, als ob sich der Roßhändler für seinen Zerstörungsgang gleichsam mit der Energie, die in den Gefühlen liegt, auflädt.

In der Verkümmernng, von der denken und Gefühle gleichermaßen betroffen sind, kommt es zum Verlust der Erfahrung. Kohlhaas macht eigentlich keine Erfahrungen mehr, er eignet sich, was um ihn herum geschieht, nicht mehr an, sondern lediglich verbucht er, was geschieht. Er ist fixiert auf das Tatsächliche, zu dem das Gegenwärtige zusammengeschrumpft ist, welches sein Recht verloren hat und dessen eigen sein dem Roßhändler gleichgültig ist und seinem Blick entgeht. Er wird beherrscht vom Unmittelbaren, das er zuvor erwürgt hat: von Totem. In solcher Verstrickung ringt der Roßhändler verzweifelt um Widerspruchsfreiheit. Es wurde ihm in der schon genannten Resolution auch mitgeteilt, daß Wenzel von Tronka inzwischen gewillt sei, ihm die Pferde wieder zurückzubringen.

»Er sah, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ, mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, nach dem Torwege, ob die Leute des Jungherren erscheinen und ihm vielleicht gar mit einer Entschuldigung die Pferde abgehungert und abgehärmt wieder zustellen würden; der einzige Fall, in welchem seine von der Welt wohlherzogene Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefaßt war« (S. 25).

– »vielleicht gar mit einer Entschuldigung«. Es ist ihm nicht mehr recht zu machen. Würden die Pferde gebracht, so wäre zwar die Sache, um die es geht, aus der Welt geschafft. Doch seine Sehnsucht nach absoluter Gerechtigkeit auf seiner Seite würde enttäuscht werden. Die Genugtuung wäre nur relativ, und er hätte, bei dessen Entschuldigung, kaum mehr etwas gegen den Junker in der Hand.

»Er hörte aber in kurzer Zeit schon durch einen Bekannten, der die Straße gereist war, daß die Gäule auf der Tronkenburg, nach wie vor, den übrigen Pferden des Landjunkers gleich, auf dem Feld gebraucht würden; und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigene Brust nunmehr in Ordnung zu sehen« (a.a.O.).

Die innere Zerrissenheit schlägt um in die innere Klarheit und Einheit, in die Ordnung, und zwar dadurch, daß er erfährt, daß der Andere bei seiner Unordnung, bei der Ungerechtigkeit bleibt. Und diese innerliche Zufriedenheit, die ja nicht aus sich selbst heraus entspringt – wie könnte sie das auch bei der Leere, die ihn erfüllt – sie zuckt hervor wie ein Blitz, dessen Zerstörungskraft sie in sich trägt. Was dann folgt, ist die Verwirklichung des Hasses.

»Viel später«, sagt Christa Wolf's Cassandra, »ging mir auf, daß, wie ein Mensch sich gegenüber Schmerz verhält, mehr über seine Zukunft verrät als die meisten andern Zeichen, die ich kenne« (1986, S. 37).

Anmerkungen

- (1) Der Titel ist dem Buch von Sabine Peters entnommen.
- (2) Zitate, die nur durch Seitenangaben gekennzeichnet sind, beziehen sich im folgenden immer auf Kleist (1976).
- (3) vgl. hierzu, wie auch zu »Frankfurt am Main«: A. Kluge, 1984, S. 180 ff.
- (4) *kategorial*, denn beide sind sie ja keine Proletarier. Was dennoch für den Begriff spricht, ist der Subjektcharakter, der in dem Wort »proletarisch« enthalten ist und welcher in dem zu »Unterdrückte« möglichen Adjektivum fehlt. Das hat gesellschaftliche Gründe: Die verschiedenen Unterdrückten als kämpferische und gesellschaftlich eingreifende Einheit gab es in der Geschichte noch gar nicht, oder wenn, dann eben unter der Dominanz des historischen Proletariats. Da kein besserer Begriff in Sicht ist (und es hier ja gerade um diesen Subjektgehalt geht), wird der Terminus hier behelfsmäßig weiterverwendet.
- (5) vgl. hierzu A. Kluge, 1984, S. 180 ff.

Literatur

- Adorno, Th. & Horkheimer, M. (1988). Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/ M.
- Günzel, K. (1985). Kleist. Ein Lebensbild in Briefen und zeitgenössischen Berichten. Stuttgart.
- Handke, P. (1984). Über die Dörfer. Frankfurt/ M.
- Kleist, H. v. (1976). Michael Kohlhaas. Rudolstadt.
- Kleist, H. v. (1983). Penthesilea. Ein Trauerspiel. Stuttgart.
- Kleist, H. v. (1980). Prinz Friedrich von Homburg. Stuttgart.
- Kluge, A. (1984). Die Macht der Gefühle. Frankfurt/ M.
- Kluge, A. (1987). Theodor Fontane, Heinrich v. Kleist und Anna Wilde. Zur Grammatik der Zeit. Berlin.
- Peters, S. (1990). Der Stachel am Kopf. Reinbek bei Hamburg.
- Weiss, P. (1981). Notizbücher 1971-1980, Band II. Frankfurt/ M.
- Wolf, C. (1986). Cassandra. Erzählung. Darmstadt.